

Leseprobe

Mich kriegt ihr nicht

Pascale Maret

*Es sind nicht zuletzt die packend erzählten
Passagen unter, über und in den Wolken,
die „Mich kriegt ihr nicht“ zu einem
mitreißenden Abenteuerdrama machen.*

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

*Da Harrison selbst der Erzähler seiner
Geschichte ist, erhält man einen anderen Blickwinkel.
Normalerweise würde man in ihm nur einen
Verbrecher sehen. Nachdem man das Buch
gelesen hat, kann man ihn verstehen.*

NZZ

Ich habe beschlossen, meine Biografie zu schreiben, na ja, und das mache ich jetzt eben.

Eigentlich war es dieser Schmierfink von der *Washington News*, der mich auf die Idee gebracht hat. Der wollte, dass wir uns einmal pro Woche treffen: Ich hätte ihm meine Geschichte erzählt und er hätte sie Schwarz auf Weiß verewigt. Aber die können mir nichts mehr vormachen, diese sensationsgeilen Klatschreporter, die haben schon genug Blödsinn über mich verbreitet. Also ist es wohl besser, ich kümmere mich selbst um diese Sache.

„Das ist eine gute Idee, Mann“, meinte Alex, mein Gefängniswärter. „So hast du was zu tun und außerdem könntest du damit ’ne Menge Kohle verdienen.“ Sicher ist, dass ich ’ne Menge Zeit totzuschlagen habe. Aber ich bin mir nicht so sicher, ob ich mit meiner Geschichte Unmengen an Dollars rausschlagen will.

Es ist nur so, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. In meinem Leben ist so viel passiert. Dabei bin ich grad mal neunzehn.

Meine Anfänge als Dieb

Ich habe mit einer Pizza angefangen. Ich habe mit einem Flugzeug aufgehört. Aber von den Flugzeugen erzähle ich später.

An die Pizza erinnere ich mich gut. Mike war noch nicht lange tot und seit er uns nicht mehr besuchen kam, konnte unser Kühlschrank nicht mehr als Nahrungsquelle Nummer eins herhalten. Ich wuchs und ich hatte die ganze Zeit Hunger, mein Hund Donut auch. Wir strichen in der Umgebung des Wohnwagens umher, immer auf der Suche nach was Essbarem. Ich erledigte kleine Aufgaben für die alte Mrs Jencinski und sie gab mir dafür ein Sandwich oder einen Bagel. Eigentlich, glaube ich, brauchte sie meine Dienste gar nicht, sie hatte einfach Mitleid mit mir.

Und dann hat Donut die Reichtümer entdeckt, die in der Mülltonne der Danes schlummerten, und ich entdeckte ihre Tiefkühltruhe. Das Haus der Danes war riesig und mir kam es einfach nur großartig vor. Es lag etwa einen Kilometer von uns entfernt, am Ende

der Cassidy Lane an der Westküste, fast am Strand. Normalerweise gehörten die schönen Villen am Meer irgendwelchen Touristen, die hier nur den Sommer verbrachten, aber die Danes lebten das ganze Jahr über auf der Insel, und ich hab ja schon gesagt, dass John und Emily, die Kinder, im Schulbus mit mir fuhren. Mrs Danes war ganz anders als meine Mutter, um nicht zu sagen: das krasse Gegenteil. Sie war immer sauber und hübsch und fröhlich, als käme sie gerade eben aus so 'ner ollen Waschmittelwerbung im Fernsehen. Vormittags arbeitete sie in der Bücherei von Whitehaven und den Rest der Zeit verbrachte sie damit, ihr Haus auf Hochglanz zu polieren und ihre Familie zu bekochen. Ich liebte es, um das Haus der Danes zu schleichen. Ich versteckte mich hinter den Hecken, die den Kiesweg zu ihrem Haus säumten, und sah Mr Danes zu, wie er die Veranda strich oder den Rasen mähte und wie sich Mrs Danes um ihre Rosen kümmerte. Ich rührte mich stundenlang nicht von der Stelle, warum, weiß ich nicht, bis sie mich fragte: „Harry, hättest du vielleicht Lust auf ein Erdnussbutterbrot?“ Manchmal war es auch ein Stück Kuchen oder eine Handvoll Kekse. Ich sagte niemals Nein, klar, insgeheim hatte ich ja darauf gehofft. Aber auch sonst wäre ich geblieben und hätte sie beobachtet. Sie waren

eigentlich immer freundlich zu mir, jedenfalls die Eltern. John und Emily dagegen konnten es nicht leiden, wenn ich sie besuchte, und sie luden mich nie zum Spielen ein. Sie waren stinksauer, wenn Mrs Danes mich in ihre Küche ließ, das sah man.

Auf diese Weise lernte ich das Haus kennen, vor allem die Vorratskammer, wo sich auch die Tiefkühltruhe befand. Denn außer ihrem gigantischen Kühlschranks in der Küche hatten sie noch diese Kühltruhe, ein großer weißer Kasten, der bis zum Rand voll war mit Lebensmitteln – ein echter Schatz. Die Vorratskammer hatte eine kleine Tür, die zum Garten hinausführte, in Mrs Danes Kräutergarten, der so gut roch, und diese Tür war niemals verschlossen. Auf Maillico Island kennt jeder jeden, die Leute sind nicht misstrauisch und schließen auch nicht ab. Das hat sich inzwischen ein bisschen geändert. Wegen mir.

Aber damals war die Tür der Danes offen. An diesem Abend war meine Mutter mal wieder besonders mies drauf, und als ich ein Abendbrot einforderte, hat sie mich weggeschickt und gesagt: „Du hast nur Fressen und Blödsinn im Kopf, hau ab!“, so oder so ähnlich jedenfalls, gespickt mit jeder Menge Kraftausdrücken. Der Kühlschrank war leer, außer dem üblichen Bier und einem Stück Käsekuchen, das so alt war,

dass es schon laufen konnte. Mich schreckte das ab, aber Donut war nicht so wählerisch.

„Du blöde, fette Kuh!“, schrie ich meine Mutter an, und bevor sie ihren Allerwertesten von der Sitzbank heben konnte, war ich schon weg. Und in diesem Augenblick erinnerte ich mich an die Tiefkühltruhe der Danes. Ich bin den ganzen Weg bis zu ihrem Haus gerannt. Als ich dort ankam, waren alle Fenster hell erleuchtet. Mr Danes und John sahen im Wohnzimmer fern, ein Baseballmatch. Emily und ihre Mutter mussten oben sein. Ich schlich mich in die Vorratskammer, ich hatte Riesenschiss, das weiß ich noch, aber mein Hunger war noch größer, also hob ich den Deckel der Truhe an und griff nach der ersten Sache, die mir in die Hände fiel: eine riesige Familienpizza. Dann bin ich mit Donut an den Strand runter und hab mit dem Pizzakarton und angeschwemmtem Holz ein Feuer gemacht. Auf großen Kieselsteinen hab ich die Pizza aufgetaut. Halb verbrannt und halb gefroren haben Donut und ich sie verschlungen, und sie war köstlich.

Ich war auf eine unerschöpfliche Ader gestoßen, denn die Kühltruhe der Danes schien sich niemals zu leeren. Und ich bediente mich regelmäßig: Käsekuchen, Eis, Pizzas ... Kann sein, dass die Danes etwas bemerkt haben, aber sie verschlossen die Augen. Ich kann also

sagen, dass sie mich auf 'ne spezielle Art und Weise wirklich gern hatten. Einmal habe ich sie von mir sprechen gehört, da nannten sie mich „den kleinen Wilden“, aber das schien mir keine Beleidigung zu sein, sondern fast so was wie ein freundlicher Spitzname. Sie bedauerten mich, denke ich. So kam es, dass Klauen für mich zur Gewohnheit wurde. Um etwas zu Essen zu haben.

Das war der Moment, in dem ich begriff: Wenn ich etwas nicht hab, klau ich es mir eben. Und ich hatte eigentlich nichts. Ich hatte zum Beispiel kein Fahrrad. Auf Maillico hatte jeder ein Fahrrad. Es war das ideale Fortbewegungsmittel auf unserer kleinen, flachen Insel mit ihren engen Straßen und Wegen. Nur ich hatte keins und musste immer zu Fuß laufen. Aber ich wusste mir zu helfen.

Eines Tages, da war ich so ungefähr zehn, bin ich mit meiner Mutter nach Whitehaven gefahren. Wir parkten unseren Pick-up vor dem Supermarkt, und obwohl die Autos da alle nicht doll waren, war unseres mit Abstand das gammeligste. Wenn es vorm Wohnwagen stand, erschien es schon kaum besser als die drei oder vier anderen Schrottkarren, die da rumstanden. Aber wenigstens fuhr es noch, zumindest wenn wir Benzin hatten.

Ich wollte mit in den Supermarkt kommen und den Einkaufswagen durch die Reihen voller Essen schieben. Aber meine Mutter wusste schon, dass es dann wieder Stunk geben würde, weil ich sie die ganze Zeit über anbetteln würde, dies oder das für mich zu kaufen. Ich würde eine Packung nach der nächsten in den Einkaufswagen werfen und sie würde mir hinterherrennen und rumbrüllen, dass ich alles wieder zurückstellen soll. Ihr Ziel war das Regal mit dem Bier. Deswegen sagte sie, ich solle sie in Frieden lassen und im Auto auf sie warten, und da antwortete ich ihr, wenn das so ist, würde ich lieber zu Fuß nach Hause laufen. Sie zuckte nur die Schultern: Fünfzehn Kilometer, dachte sie, das würde ich eh nie machen. Hätte ich aber, ich war ein guter Wanderer für mein Alter. Aber in diesem Augenblick sah ich das Fahrrad.

Es war ein Mountainbike, graumetallic, ein bisschen groß für mich, aber ein super Teil, fast neu und kein Vergleich zu dem ollen Ding, das ich einige Jahre zuvor gehabt hatte und dessen rostiges Gestell irgendwo auf unserem Gelände in seine Einzelteile zerfiel. Der Besitzer des Mountainbikes musste wohl befürchten, dass man es ihm klauen könnte, denn unter dem halben Dutzend Fahrräder vor dem Supermarkt war es das einzige, das angekettet war. Das Schloss war

aber ein Witz, nur ein dünnes Kabel. Ich holte die Zange aus dem Pick-up und schnitt es ohne Probleme durch. Niemand beobachtete mich dabei, aber als ich mit kräftigen Tritten in die Pedale vom Parkplatz fuhr, sah ich Mrs Kirby hinterm Steuer ihrer Karre, und die blickte mich bitterböse an. Ich bin mir sicher, dass sie mich verpiffen hat.

Das Fahrrad war super: Es fuhr über Stock und Stein, hatte wahnsinnig viele Gänge, aber ich behielt es nicht lang. Dank Mrs Kirby oder einem anderen Arschloch tauchten die Bullen schon bald am Wohnwagen auf. Ich hatte das Fahrrad im Schuppen versteckt, aber da fanden sie es schnell, obwohl meine Mutter die ganze Zeit rumbrüllte und ihnen mit einer Klage wegen Hausfriedensbruch drohte. Lieutenant Brown, mit dem ich dann noch ein paar Mal das Vergnügen hatte, wedelte ihr mit einem Durchsuchungsbefehl vor der Nase rum. „Haben Sie sich gar nicht gewundert, wo Ihr Sohn so ein Luxusfahrrad herhat?“, blaffte er sie an.

Meine Mutter antwortete ihm hämisch grinsend, dass sie mich nicht die ganze Zeit überwachen würde und dass es dem Blödmann, der sein „Luxusfahrrad“ einfach so in der Gegend rumstehen ließe, ganz recht geschähe und man daraus ja wohl keine Staatsaffäre

machen müsste, nur weil so'n Bengel mal 'ne Radtour machen wollte, und dass sie auch so genug Ärger am Hals hätte, ohne dass man sie mit so belanglosem Kram belästigen würde, und so weiter und so fort. Wenn meine Mutter erst mal in Fahrt war, war sie nur schwer zu bremsen.

Lieutenant Brown ließ sie unter bösen Blicken weiterreden. Sie haben das Fahrrad mitgenommen, und dann mussten wir zur Polizeiwache, ich erinnere mich nicht mehr, ob noch am gleichen Tag oder etwas später, um da irgendwelche Papiere zu unterschreiben und uns von Lieutenant Brown eine Moralpredigt anzuhören. Zu meiner Überraschung wurde vor allem meine Mutter angeschrien: Das hat sie so genervt, dass sie mir beim Rausgehen eine mega Ohrfeige verpasst hat. Sie schlug mich nicht oft, weil sie mich normalerweise gar nicht zu fassen kriegte, aber da war ich nicht drauf vorbereitet. Lieutenant Brown sagte noch zu mir: „Ich hoffe, das war dir eine Lehre.“ Und das war es tatsächlich, allerdings anders, als er dachte: Ich hörte zwar nicht auf zu klauen, aber ich passte besser auf, dass mich niemand dabei erwischte.

Bevor ich dieses Kapitel abschließe, möchte ich aber doch noch sagen, dass ich mich nicht als gemeinen Dieb betrachte. Ich weiß nicht so recht, wie ich es er-

klären soll, aber was ich klaute, klaute ich nicht, um fette Beute zu machen. Alles, was ich nahm, brauchte ich, und zwar gleich: Ich klaute Lebensmittel, um zu essen, Autos, um wegzukommen, MP3-Player, um Musik zu hören, Computer, um was zu lernen, Schlafsäcke, um nachts nicht zu frieren. Und Flugzeuge, um zu fliegen, aber die Flugzeuge sind wohl ein Kapitel für sich, glaube ich.

Die Flugzeuge

Auf Maillico Island und den anderen Inseln der Meeresenge gibt es Flugplätze. Die Leute mit der fetten Kohle kommen mit dem Flugzeug, manchmal nur fürs Wochenende. Die Reichsten der Reichen haben ihre eigenen Maschinen. Kleine Flugzeuge natürlich, von Einsitzern wie der Rans Courier bis hin zu De Havilland Dashes, die fünfzehn Leute transportieren können. Der Himmel surrt nur so vom Hin und Her dieser Vögel, die die Inseln mit dem Rest der Welt verbinden. Seit ich denken kann, starrte ich ihnen mit offenem Mund hinterher. Fragt mich nicht warum, keine Ahnung. Vielleicht, weil ich mir mit der Zeit auf der kleinen Insel eingeschlossen vorkam. Und dieses Gefühl mochte ich noch nie. Schon im Wohnwagen fühlte ich mich immer eingengt: Er war klein, so viel ist sicher, und dann ließ meine Mutter noch überall ihren Krempel rumfliegen. Ich hatte ein winziges Zimmer, eigentlich nicht viel mehr als eine Ecke, die mit einer Falttür vom Küchen-Ess-Wohnzimmer abgetrennt war. Darin standen ein schmales Bett, ein Schrank und ein Regal. Wie ich schon sagte, war ich

groß und kräftig und zappelig, und so stand ich mir oft selbst auf den Füßen. Und das war auch der Grund für meine ausgedehnten Spaziergänge in den Wäldern. Aber irgendwann reichte mir das nicht mehr. Ich kannte die Insel in- und auswendig, und die Leute kannten mich. Nach der Geschichte mit dem Fahrrad kamen noch ein paar andere Sachen dazu, und schon bald hatte ich einen echt schlechten Ruf weg in unserer Gegend. Die Leute gingen mir auf den Keks, ich wollte über den Wolken schweben und sie mir von oben ansehen, von ganz oben, bevor ich ins Ungewisse davonfliegen würde.

Ich kannte die Modelle aller Maschinen, die den Himmel von Maillico kreuzten, ich erkannte sie allein an ihrer Silhouette, die sich durch die Wolken abzeichnete. Aus der Bibliothek von Whitehaven hatte ich mir ein Buch ausgeliehen, aus dem ich die Flugzeuge abmalte, und mit den Zeichnungen tapezierte ich die Wände meines Zimmers. Das Buch durfte ich mitnehmen, obwohl ich keinen Leihausweis hatte, aber Mrs Danes erlaubte es mir trotzdem, und ich behielt das Buch lange, viel länger, als sie es gesagt hatte. Erst als ich alle Flugzeuge abgezeichnet hatte und ihre technischen Daten und Besonderheiten auswendig kannte, brachte ich es zurück.

Ich hatte auch eine ansehnliche Sammlung an Modellflugzeugen, die ich in Reih und Glied auf dem kleinen Schrank und im Regal aufstellte. Das erste schenkte mir Mike: eine Messerschmitt. Jahrelang war es mein einziges, bis ich in Whitehaven den Laden entdeckte, der sie verkaufte: Ich klaute eine Fokker, eine japanische Zero und eine zweite Messerschmitt. Und einmal hatte meine Mutter tatsächlich an meinen Geburtstag gedacht und mir eine P-38 Lightning und eine SPAD gekauft. Als es mir dann gelang, an Geld zu kommen, vervollständigte ich meine Sammlung: Zum Schluss hatte ich achtundzwanzig unterschiedliche Modelle. Aber auch wenn ich Stunden damit verbringen konnte, sie bis ins letzte Detail zu studieren – ich wollte mehr.

Und so fing ich an, sooft ich konnte, auf dem Flugplatz rumzulungern, vor allem freitags. Ich sah zu, wie die kleinen Maschinen abhoben und landeten und all die Touristen von A nach B brachten. Die Piloten erkannten mich irgendwann wieder, manche waren sogar richtig freundlich zu mir und beantworteten mir meine Fragen und erlaubten, mir ihre Flugzeuge aus der Nähe anzusehen.

Ich erinnere mich noch an das erste Mal, als einer von ihnen mich ins Cockpit hat klettern lassen. Es war eine Cessna 340S, mit der der Typ häufig zwischen der Insel

und dem Festland hin und her pendelte. Seine Eltern hatten eine erstklassige Hütte in Asten Bay, gar nicht weit von uns entfernt. Der Kerl – er hieß Peter – war jung, fünfundzwanzig, höchstens dreißig Jahre alt, und das Flugzeug gehörte ihm. Selbst. Persönlich. Er nutzte es für Rundflüge und um Sachen zu transportieren.

„Was für Sachen?“, fragte ich ihn.

Peter lachte und sagte: „Na ja, eigentlich die Sachen meines Vaters.“

Ich wusste damals schon, dass man seinen Wettlauf durchs Leben unter unterschiedlichen Voraussetzungen startet – und er war mir wirklich hundert Millionen Kilometer voraus. Abgesehen davon war er ein netter Kerl: Er setzte mich in den Pilotensessel und zeigte mir die verschiedenen Knöpfe. Ich war fasziniert vom Armaturenbrett und ich versuchte, seinen Erklärungen zu folgen und sie mir zu merken. Und da hat er mir eine Sache gesagt, die ich niemals vergessen werde: „Ein Flugzeug zu fliegen, hat den Anschein kompliziert zu sein, aber eigentlich kann das jeder, vorausgesetzt, er hat keine Angst vorm Abheben.“ Später merkte ich, dass es nicht ganz so einfach war, aber im Großen und Ganzen lag er gar nicht so falsch.

Als ich Peter kennenlernte, war ich noch ein Kind, das vor sich hin träumte und von Zeit zu Zeit eine

Fliegerzeitschrift aus dem Clubhaus des Flugplatzes mitgehen ließ. Aber nur ein paar Jahre später, auf der Flucht vor der Polizei, habe ich mich ernsthaft mit dem Fliegen beschäftigt und landete tatsächlich am Steuer eines Flugzeugs. Und das, das war wirklich der beste Augenblick in meinem ganzen Leben. Aber ich sollte bei der Sache bleiben und die Dinge nacheinander erzählen. Bevor ich also im Cockpit der geklauten Cessna saß, hatte ich noch viel Zeit für anderen Blödsinn. Und deswegen beende ich hier das Kapitel über Flugzeuge, auch wenn ich noch seitenlang weiterschreiben könnte.



Pascale Maret unterrichtete zunächst französische Literatur in mehreren fernen Ländern, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie denkt sich am liebsten Abenteuergeschichten aus, die an Orten spielen, an denen sie gelebt oder die sie bereist hat.

Kostenlose Leseprobe aus

Mich kriegt ihr nicht

von Pascale Maret



224 Seiten | 12,90 € (D)
ISBN 978-3-944572-12-3

© mixtvision Verlag, 2014
Alle Rechte vorbehalten.
Übersetzung: Anna Taube
Satz: Veronika Preisler
Umschlaggestaltung: Anke Elbel

www.mixtvision-verlag.de

Harrison Travis ist neunzehn, als er im Gefängnis sitzt und seine Geschichte aufschreibt: Mit neun Jahren klaut er das erste Mal – eine Pizza, weil er Hunger hat. Von da an nimmt er sich, was er zum Leben braucht, bis er im Jugendgefängnis landet. Als er abhaut, beginnt eine abenteuerliche Flucht quer durch die USA, bei der er der Polizei immer wieder entwischt und weltweit zum Medien- und Facebook-Star wird. Doch eine Leidenschaft wird ihm zum Verhängnis: Er klaut Flugzeuge, obwohl er nie eine Flugstunde absolviert hat, und nimmt dafür jedes Risiko in Kauf ...

Das Abenteuer eines Diebes mit Kultstatus, basierend auf dem wahren Leben des Colton Harris-Moore.